



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels**

**Villaume, Peter**

**Frankfurt und Leipzig, 1787**

III. Abschnitt. Positive Leiden haben ihren Nutzen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49692](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49692)



## II. Abschn. Uebel lehrt Wohlseyn fühlen. 39

Dadurch aber, daß uns Gott zu Schöpfern im Kleinen gemacht hat, vermehrt Er ungemein unsern Genuß und unsre Freude. Also ist der Mangel, worüber der Mensch so bitterlich, aber so unbedachtsam, klagt, in der That eine Quelle unsers Glücks, und eine der größten aber unerkanntesten Wohlthaten des Schöpfers. Ist es denn aber mit dem wirklichen Uebel, mit den Leiden und Unglücksfällen, auch so? Wir wollen sehen.

Bermuthen können wir es schon zum voraus. Die Weisheit Gottes hat gewiß Einheit in ihrem Plane und in der Verkettung der verschiedenen Mittel, solchen auszuführen, beobachtet. Wenn Mangel Veredlung und Glückseligkeit zur Absicht hat, so werden auch die Leiden eben diesen Endzweck haben. Alles, was Gott thut, ist wohlgethan.

## III. Abschnitt.

---

### Positive Leiden haben ihren Nutzen.

Schon lange hat man es erkannt, daß das Uebel und die Leiden manchen Nutzen haben; schon David spricht: „Es war mir gut, daß du mich mit Leiden heimsuchtest; denn dadurch



lernte ich deine Gebote halten. Jedermann erkennt den Nutzen mancher Leiden; der Vater straft den Sohn; das heißt: er legt ihm Leiden auf.

Den ganzen Umfang dieser heilsamen Lehre, von dem Nutzen des Uebels, hat man aber noch nicht eingesehen; er ist noch nicht so allgemein bekannt, als es zur Beruhigung der Menschen, zum wahren Glauben an Gott, zur Zuversicht zu ihm, nöthig wäre. Noch ist der Mensch viel zu verzagt; noch klagt er zu oft und zu ängstlich. O wenn ich doch seine Klagen mildern und seine Seele beruhigen könnte!

Das verspreche ich nicht, den Nutzen eines jeden Leidens, und des Leidens eines jeden einzelnen Menschen zu zeigen. Das muß man von mir nicht fordern. Wir sehen ja nicht alle Folgen eines jeden Dinges, wir können die Ursachen einer jeden Begebenheit nicht entwickeln. Wie weiß ich z. B. welchen Antheil dieses Unglück, diese besondre Krankheit eines Menschen, an seiner Bildung, an der Entwicklung seines Verstandes, an der Beredlung seines Herzens, gehabt hat? Fraget mich nicht, lieben Leser, warum dieser Zahnschmerzen, und dieser das Podagra hat; was das für einen Nutzen bringt? Das weiß ich nicht, warum gerade



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 41

gerade dieser damit geplagt seyn müßte. Gibt es denn keine wohlthätige Ursach seiner Leiden, so bald ich keine weiß? Vielleicht haben diese besondern Leiden eigentlich keinen Nutzen; vielleicht sind sie nur Folgen von allgemeinen wohlthätigen Gesetzen, so daß dieser ohne Nutzen und nur um deswillen leidet, weil es überhaupt gut ist, daß es Leiden gibt. So bekommt der erhitzte Wandrer das Fieber von dem wohlthätigen Regen, welcher die Erde fruchtbar macht und den Landmann segnet. Mancher mag auch keinen Nutzen von seinen Leiden haben, weil er sie nicht zu nutzen weiß; so leidet der Schwelger die Strafen seiner Schwelgerei vergeblich, weil er nicht klug genug ist, sich dadurch von seinen Irrungen abhalten zu lassen. Viele Leiden mögen entstehen, um nur andere größere Leiden zu verhüten. So entstehet ein quälender Husten, um die Unreinigkeiten auszuwerfen, welche sonst die Brust anfüllen und den Menschen tödten würden. Die Wohlthaten des Hustens sieht der Leidende nicht, weil er den dadurch abgewandten Tod nicht sieht. Das Fieber rettet den Kranken von einer schweren Plage. Weil aber diese Plage nicht sichtbar ist, weiß der Leidende nicht, welche Wohlthat das Fieber ihm gewährte, und klagt bitterlich über diese heilsame Erschütterung. Wenn der



Wandrer in Gellerts Fabel den Pfeil nicht gesehen, wenn der Sturm den Räuber von der Heerstraße verjagt hätte, so würde er bis zu Ende über das Ungewitter geklagt haben, weil er die Gefahr nicht gesehen haben würde, aus welcher der Sturm ihn rettete.

Ich kann mich also nicht auf alle Fragen, auf jedes besondere Uebel und Leiden, einlassen; nur überhaupt werde ich den Nutzen der Leiden zeigen können; und dieß soll mir gewiß gelingen.

Noch eins, lieber Leser, ehe ich weiter gehe: — Du erkennest den Nutzen der Leiden überhaupt für die Menschheit; was fragest du mich denn: warum dieß oder jenes Uebel Dich getroffen hat? Wenn es gut ist, daß es Leiden gebe; wie verlangst du für dich einen Freibrief? Und, Lieber, prüfe dich selbst; ist das nicht der allgemeine Grund deiner Klagen alle? Warum Mich — Mich? Dich oder Mich oder einen Andern — wir sind alle Menschen, alle gleich. Was die Menschen trift, kann auch Mich, auch Dich treffen. Wir können keine Vorrechte verlangen.



I. Kapitel.

Physischer Nutzen des physischen Uebels.

---

1. Artikel. Eine Naturerscheinung.

Ich habe schon von einigen symptomatischen Krankheiten gesagt, daß sie eigentlich keine Krankheiten, sondern Arzneien sind, wodurch die Natur den Zunder zu wichtigen Krankheiten wegschafft. Husten und Fieber hab ich nahmhafft gemacht; es mögen noch andre seyn, die ich nicht weiß; denn ich bin kein Arzt. Ich vermuthē aber, daß alle Arten von Ausschlag hieher gehören möchten, sowol als Podagra, wovon man sagt, daß es ein langes Leben verspreche; die Hemorrhoiden, welche die Brust vor Krankheiten bewahren sollen; die ofnen Schäden an den Beinen, u. a. m.

Hier ist aber ein merkwürdiges Faktum, welches mir in dieser Materie zu manchem Aufschluß verholfen hat.

Eine gewisse Raupe spinnt sich in ein Kokon ein, das an dem einen Ende offen bleibt. Die Oefnung ist aber mit Spizzen in Gestalt der Fischreuser versehen, durch welche Spizzen der neue Schmetterling sich mit Gewalt durchdrängen, und so mit Mühe ans Tageslicht arbeiten.



beiten muß. Warum gibt doch die Natur, durch Vermittelung der Raupe, dem armen Schmetterlinge so viele Arbeit? dachte ein aufmerksamer Naturforscher. \*) Um die Absichten des Schöpfers bei diesem sonderbar scheinenden Phänomen zu erforschen, nahm der Beobachter zwei solche Kokkonn, schnitt von dem einen die Keuser ab, und ließ den andern in seinem natürlichen Zustande. Beide Schmetterlinge kamen aus, der eine mit Mühe durch die Keuser, der andre ganz leicht. Und nun wahrlich, dieß verdient bemerkt zu werden! Der Schmetterling, der eine so leichte, so bequeme Geburt gehabt hatte, war — flügelahm!

Diese Erscheinung erklärte mir der Naturkundiger folgendermaßen.

Die Flügel des Schmetterlings liegen zusammengewickelt, so lange das Thier in seiner Hülle ist, und so nehmen die Flügel kein Blut in ihre Gefäße auf. Nach der Geburt müssen diese Glieder sich entwickeln, und durch das Blut Nahrung bekommen. Also muß das Blut in die Gefäße der Flügel dringen. Allein, dieß kann ohne einige Gewalt nicht geschehen, weil die Canäle eingewickelt, gedrückt und verschloß.

\*) Der Hr. Pastor Göhe in Quedlinburg, dem ich diese Beobachtung verdanke.



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 45

geschlossen sind, und das Blut in den freien Canälen des Leibes einen leichtern Umlauf hat. Woher aber kann der Druck kommen, wodurch kann die Anstrengung verursacht werden, welche das Blut in die Adern der Flügel zwingen soll? Das ist die Bestimmung der Keuser. Der Schmetterling muß sich durchdrängen, er arbeitet und strengt sich an, und treibt durch die Anstrengung das Blut in die unentwickelten Gefäße.

Was lernen wir daraus? Recht viel, wenn wir nicht bei dem Schmetterlinge, der uns im Grunde nichts angeht, stehen bleiben. Für euch, ihr liebenswürdigen Gefährtinnen unsers Lebens, ist die Lehre, die aus jener Beobachtung folgt, wichtig. Euch ist diese Betrachtung ganz besonders gewidmet. Ihr klagt, und mit dem scheinbarsten Rechte, über die Schmerzen und die Gefahren der Geburt. Wie aber, wenn diese Schmerzen, diese Noth, ein nothwendiges Mittel zu dem Leben und der Entwicklung eures geliebten Kindes wären? Dieses glaube ich. Schenket mir einen Augenblick ein gütiges Gehör.

Hat man euch noch nicht gesagt, daß das Kind im Schooße der Mutter nicht athmet; daß kein Blut in die Lungen desselben dringt; daß die Lungen ganz eingeschrumpft und zusammen-

menge.



mengedrückt sind; und daß das Blut in dem Herzen von einer so genannten Herzkammer in die andre fließt, anstatt daß es nachher durch die Lungen fließen soll? Wisset ihr vielleicht nicht, daß gleich nach der Geburt die Lungen sich ausdehnen, Luft schöpfen, und daß die ganze Masse des Bluts in dieselbe eindringen muß? Es muß, bei Vermeidung des Todes, in diesem kurzen aber wichtigen Augenblick eine große Veränderung geschehen. Die Gefäße, die zusammengeschrumpft waren, müssen sich öffnen; das Blut, das vorher in dem Herzen einen freien Durchgang hatte, muß diesen offenen Durchgang verlassen, und in unbequeme halbverstopfte Canäle dringen. Sollten da wohl nicht der Druck, der Drang, die Anstrengung, bei der Geburt, die euch so viele Schmerzen kostet, nöthig seyn, um diese Veränderung zu erzeugen?

Dies könnten uns die Herren Aerzte lehren, wenn sie auf den Gesundheitszustand solcher Kinder aufmerksam wären, die durch irgend ein Unglück, durch unnatürliche, leichtere Wege gebohren worden sind.

Gewiß hat der gütige und weise Schöpfer seinen Geschöpfen keine Last aufgelegt, die er ihnen, ihrer eignen Wohlfahrt unbeschadet, ersparen konnte.



2. Artikel. Kinderkrankheiten.

So mag es mit manchen Dingen beschaffen seyn, die uns unangenehm oder schmerzlich sind und schädlich scheinen. Wir sind noch lange nicht mit der Natur, der Bestimmung und der Verkettung der Dinge in der Welt, und selbst derer, die uns zunächst betreffen, bekannt genug, um die Absichten einer jeden Einrichtung einzusehen, und mithin ein entscheidendes Urtheil über Gutes und Böses, Nützlichs und Schädliches zu fällen.

Vor allen Dingen aber halte ich die allgemeinen Kinderkrankheiten für ein Bedürfnis der Oekonomie des zarten menschlichen Körpers; dahin rechne ich Blattern, Masern und mehrere dergleichen Ausschläge. Sie sind nicht etwa in eine den Säften nöthige Fermentation, um solche zu reinigen, zu veredeln; sie sind ja so allgemein, daß die seltenen Ausnahmen keine Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Sie greifen den Menschen nur einmal an; denn die Aerzte wollen die vermeinten Beispiele von Leuten, die z. B. die Blattern zweimal gehabt haben sollen, nicht gelten lassen. Diese Betrachtung ist mein einziger Zweifel wider die übrigens so wohlthätige Inoculation. Wenn in der That die Krüss durch die  
Blat.



Blattern zur Oekonomie gehört, ein Mittel zur Vollkommenheit der Organisation ist, so wird sie allemal durch die natürlichen Blattern vollkommener geschehen, weil die Natur den rechten Zeitpunkt treffen und in das Innre der Organisation bringen kann, welches durch die Kunst vielleicht nicht geschehen mag. Uebrigens geschieht die Krüss allerdings nicht vollkommen, da die künstlichen Blattern nicht so, wie die natürlichen, ausbrechen und Eiter von sich geben. Doch ist dieses nur Vermuthung — und wir haben noch nicht Erfahrungen genug, um ein Endurtheil über die Einimpfung zu sprechen. Bis jetzt hat sie alles für sich.

Vielleicht wird man mir einwenden, daß die Blattern zur Oekonomie unsrer Natur nicht gehören können, weil sie eben keine alte Krankheit sind. Die Alten wußten von ihr nichts. Dieser Einwurf ist allerdings scheinbar, aber entscheidet nichts.

Die Oekonomie des Körpers bei den Alten war vermuthlich nicht dieselbe, als die unsrige; und hatte also andre Bedürfnisse, und andre Krankheiten. Die Aerzte lehren uns, daß es in jenen alten Zeiten Krankheiten gab, wovon wir zu unsern Zeiten nichts wissen. Ist's ein Wunder, daß wir Krankheiten haben,  
die



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 49

die den Alten unbekannt waren. Der Aussatz (lepra) war in Egypten und Syrien so gemein, als bei uns das Fieber; wir hören von dieser Krankheit nichts mehr. Die Aerzte sagen uns noch, daß fast kein eigentliches hitziges Fieber mehr zu finden ist. — Im Vorbeigehen gesagt, das ist eben keine Lobrede auf unser Zeitalter, und kein Glück für dasselbe. Wir haben kein hitziges Fieber, weil unsre Säfte ausgezehrt, weil unsre Fasern schlaff sind. Desto mehr aber haben wir faule Galen • Nervenkrankheiten, Schwindsucht und die leidige Hypochondrie. Kamps's Buch ist eine wahre — soll ich sagen Strafpredigt oder Satyre auf unsre Zeiten. Die erstaunliche Schwäche der Eingeweide, die er voraussetzt, beweiset unser Elend; und die Kuren, welche seine Methode glücklich zuwege bringt, sind redende Zeugen von der Wahrheit seiner Grundsätze.

Es kann also wohl seyn, daß die Blattern ein Bedürfnis unsrer Organisation sind, ob sie es gleich nicht vor tausend Jahren waren. Unsre Constitution ist ganz verändert; das beweiset der Wechsel der Krankheiten.



3. Artikel. Feuerspeiende Berge,  
Erdbeben.

In dem ersten Theile habe ich davon zu beweisen gesucht, daß diese schrecklichen Phänomene die Wirkung wohlthätiger Kräfte sind. \*) Hier will ich zeigen, daß die Phänomene selbst großen Nutzen bringen.

Es geschieht nichts ohne Bewegung; Bewegung ist Leben der Natur, Stillstand ist Tod. Die stille Luft wird pestilenzialisch, stehendes Wasser fault. —

Vermöge der Schwere streben alle Körper nach einem Centrum, d. h. nach Ruhe — denn, wenn sie das Centrum, oder eine stützende Oberfläche erreichen, bleiben sie unbewegt. Vermöge der Reibung und Collision der verschiedenen Kräfte in der Natur wird jede Kraft in ihrer Thätigkeit gehindert, verzögert, gehemmt, und endlich zur Ruhe gebracht.

Sollte die Ruhe allgemein werden, so hätte alles Leben ein Ende.

Die Bewegung muß also erneuert werden.

Die

\*) Siehe 1sten Band, S. 254.



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 51

Die Materie kann sich aber nicht selbst bewegen, sie muß immer von außenher die Bewegung, die sie beleben soll, erborgen.

Den Beweis dieser Sätze, wenn sie eines Beweises bedürfen, kann ich hier nicht geben, weil ich das abschreiben müßte, was ich hierüber, in meiner Abhandlung von der Unkörperlichkeit der Seele aus der Bewegung erwiesen, gesagt habe; ich muß also den Leser auf diese Abhandlung verweisen.

Die großen Körper in der Natur, die Luft, vielleicht die Erde, brauchen dann und wann eine Erschütterung. Ich sage — die Erde. — Man schreibt ja schon dem Donner deswegen eine heilsame Wirkung zu, weil er die Erde erschüttert.

Nun erschüttern durch ihre Ausbrüche die Vulkane unsre Atmosphäre; die Erdbeben erschüttern die Erde.

Auch verspüren wir in unsern Jahrzehnten, seit dem Erdbeben in Sicilien und Italien, eine merkliche Veränderung.

Es ist hier der Ort nicht, mich ins Detail darüber einzulassen. Uebrigens muß ich von den Naturkundigern und den Weiterbeobachtern die Entwicklung und die Bestätigung dieser von mir angezeigten Theorie erwarten.



Sollten meine Vermuthungen gegründet seyn, so wären solche gewaltsame Phänomene die größte Wohlthat. Sie wären das Leben der Natur.

4. Artikel. Es kann kein Uebel entstehen, welches nicht auf der andern Seite Nutzen bringe.

Le mal de l'un fut le bien de l'autre, sagt der Franzose. In der That, es kann Niemand leiden, ohne daß sein Leiden nicht einem andern zum Vortheil gereiche.

Die Leiden des Kranken bereichern den Arzt und sein Gefolge. Wenn mein Haus brennt, gewinnen die Bauleute, und alle diejenigen, welche den Schaden durch ihre Arbeit ersetzen. Wenn der Hagel die Früchte in einem Felde zerschlägt, so ist der Nachbar desto gewisser, seine Früchte gut abzusetzen. Wer stirbt, räumt einem andern den Platz. Es kann nicht anders seyn.

Ihr strengen Richter der menschlichen Schwachheit! beherzigt dieses. Ihr saget, der Mensch ist verderbt, er freut sich des Andern Unglücks. Ja einige thun es — Sehet den Grund ihrer Freude; könnt ihr sie ganz verdammen, es für reelle Bosheit erklären?  
Viele



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 33

Viele thun es nicht, sie freuen sich nicht, wenn sie auf Kosten des Nächsten ihren Zweck erreichen. Das überseheth ihr, und bedenket nicht, wie viel Menschenliebe, wie viel Selbstverleugnung und Tugend dazu gehöret. Seid weniger streng; seid gerecht. Die Menschheit ist nicht böse; sie kommt aber oft in die Versuchung, etwas Eigensucht zu äußern; sie hat Bedürfnisse; wollt ihr sie verdammen, weil sie sich freut, das Nöthige zu erhalten? Jesus sagt: Richtet nicht — Verdammet nicht.

#### 5. Artikel. Von dem Nutzen der Krankheiten.

Wenn wir auf die Verbindung der Dinge mit Aufmerksamkeit sehen, werden wir finden, daß wir den Krankheiten und den Ursachen derselben viel Aufklärung und die herrlichsten Kenntnisse zu verdanken haben.

Wenn alle Produkte der Natur gleich gut und heilsam wären, würden wir gewiß keinen Unterschied unter denselben zu machen gelernt haben. Tausendmal traten wir auf die verschiedenen Kräuter der Wiesen, ohne daran zu denken, daß sie verschieden sind, und daß eine erstaunliche Mannigfaltigkeit unter ihnen herrscht. Jetzt haben wir freilich betrachten gelernt, jetzt



suchen wir die Wunder der Natur auf, jetzt machen wir Versuche, um die verschiedenen Kräfte und Eigenschaften der Dinge kennen zu lernen. Allein wir mußten erst durch manche Vorerkenntnisse, durch manche Entdeckungen, die sich uns aufdrängen, auf das Studium der Natur geführt werden. Wie oft mußten uns, nach Claudius Ausdruck, unsre Erfindungen finden, ehe wir sie suchen lernten. Diese Vorerkenntnisse aber, woher sollten sie kommen? — Wie sollten wir auf die ersten Beobachtungen aufmerksam gemacht werden? Die Natur mußte unschmackhafte Früchte, ja Gifte, unter ihre Geschenke mischen, damit hier der Schmerz und dort die Lekerhaftigkeit auf die Verschiedenheit ihrer Produkte uns aufmerksam machten. Die Schädlichkeit mancher Gewächse, und die heilsame Kraft anderer, der üble Geschmack des einen und das Würzhaftige des andern Krauts führten uns auf die Kenntniß derselben, und daraus entstand die weitläufige, nützliche und angenehme Botanik.

Gewiß haben wir unsern Krankheiten, der Furcht vor dem Tode und dem Wunsche, uns von Schmerz zu befreien, die Chymie zu danken. Eine Kunst, die uns manchen Schritt in das innre Heiligthum der Natur geführt hat.

Und



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 55

Und die Psychologie und die Anatomie — woher haben wir diese? Wie würde der Mensch ohne den mächtigen Drang des Schmerzes den Abscheu überwunden haben, welchen er von Natur gegen einen Leichnam empfindet?

Wie schwer ist es bisher doch immer dem fleißigen und lernbegierigen Arzt gemacht worden, seine Kenntnisse durch Zergliederung menschlicher Körper zu erweitern? Wie wenige Menschen, selbst noch zu unsern erleuchteten Zeiten, wollen erlauben, daß man nach ihrem Tode ihre Körper zum Behuf der Wissenschaft und zum Heile der Menschheit brauche? Npch immer machen sie es, wie der Geizhals, der sein überflüssiges Brod eher verrotten läßt, als daß er es dem Hungrigen giebt.

Sollte wohl jemand sagen — was gehen mich Botanik, Chymie, und alle die Wissenschaften an, die man auf Kosten meiner Gesundheit erworben haben soll? ich mag sie lieber entbehren und meine Gesundheit genießen? — Wenn dieß nun aber das einzige Mittel war, uns die Natur und ihre Wunder kennen zu lernen? wenn wir ohne dieß ewig die Natur genossen, wie die Thiere, ohne die Natur zu kennen? Sollten wir nicht mit unserm Schicksal zufrieden seyn?



Ist es aber der Mühe werth, daß alle Menschen Schmerzen leiden, damit einige Wissenschaften lernen? Nein. Aber nicht nur einige lernen dadurch, sondern alle.

In solcher Betrachtung pflegt man einen doppelten Fehler zu begehen, der die Sache in ein falsches Licht setzt.

Einmal rechnet man als Wissenschaft nur, was eigentlich vorzugsweise diesen Namen führt; die ersten gemeinen Kenntnisse werden nicht gerechnet; und das ist offenbar unrecht. Gerade sind diese gemeinen Kenntnisse die wichtigsten. Es ist schon ein großer Schritt und eine nützliche Kenntniß, wenn man die Peter-  
filie von dem Schierling unterscheiden gelernt hat. Von der gänzlichen Unwissenheit bis dahin ist weiter, viel weiter, als von hier bis zur Kenntniß der Geschlechtertheile in den Pflanzen und des Saamens in den Schwämmen und Moosen.

Zweitens pflegt man bei dem Gegenstand stehen zu bleiben, und nur seinen materiellen Nutzen zu betrachten. Wiederum eine große Unrichtigkeit. Wenn man gelernt hat Peter-  
filie von Schierling zu unterscheiden, so hat man schon weit mehr gelernt, als Schierling  
und



und Petersilien kennen — man hat gelernt —  
Aufmerken — Unterscheiden — sich von Aehn-  
lichkeiten nicht betrügen zu lassen — feinere  
Charakterzüge nicht verwechseln. Dadurch hat  
die ganze Seele einen nicht unbedeutenden Schritt  
zu ihrer Bildung gethan.

Das Volk weiß von Botanik, Anatomie,  
Scheidkunst, wenig — gut. Was hat es aber  
für andre heilsame und bildende Kenntnisse er-  
halten, die es ohne jene Wissenschaft nicht hät-  
te? Das ist die Frage. Wie nun, wenn ich  
sage, daß das Volk dadurch höhere Begriffe von  
dem Schöpfer erlangt hat, daß eine tröstende  
und thätige Religion darauf beruht? Wenn das  
Volk auch von jenen Wissenschaften nichts weiß,  
so ist es schon viel, daß seine Lehrer dadurch  
ihre eigne Kenntnisse veredelt, und ihm bessere  
Begriffe von der Religion mittheilen. Von je-  
nen Naturkenntnissen hängen viele Künste ab:  
aus der Chymie stießen die Färbekunst, die Disti-  
lirkunst, die Kochkunst, die Wäscherei, die Ger-  
berei. Man sagt, der Nautilus habe uns die  
Schiffahrt gelehrt, und daß die Engländer die  
Form ihrer Schiffe, die besten Segler, von der  
Gestalt der Fische erborgt haben. Wenn man  
dieß betrachtet — wahrlich, so wird man we-  
niger klagen, als der Mensch zu thun pflegt.



## II. Kapitel.

Von dem moralischen Nutzen des physischen  
Uebels.

Ich bin versichert, daß man viele lehrreiche Entdeckungen machen würde, wenn man die Natur in der Absicht beobachtete, um die Absichten und den Nutzen ihrer scheinbaren Zerrüttungen zu erforschen. Warum ist das noch nicht geschehen? Ich erinnere mich, noch mehr als eine Rechtfertigung Gottes, wegen der Verunstaltung der Erde, durch die ungeheuren Bergklumpen, gelesen zu haben. Wie konnte man die Berge für Fehler in dem Bau der Erde ansehen? Diese Idee kam vermuthlich von einem Weichling her, den die Berge auf seiner Spazierfahrt etwas zu stark erschüttert hatten, oder von einem Lakirer, der Weltkugeln für die Camine drehte.

Gott Lob! wir fangen an zu vermuthen, daß manches wohl nicht ganz so übel und zwecklos seyn könnte, als es dem ersten Blick nach zu seyn scheint. Wir sind hierin aber noch nicht sehr weit gekommen.

In der Lehre von dem moralischen Nutzen des physischen Uebels haben wir einige  
Schritte



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 59

Schritte mehr gethan. Die Erfahrung war viel zu auffallend, und zu nachdrücklich, als daß man so darüber hinschlüpfen könnte.

Dennoch aber wird es nicht überflüssig seyn, diesen Punkt zu berühren und ein wenig dabei zu verweilen. Die Leiden sind uns so widrig, so drückend, sie stören so leicht unsere Zufriedenheit und unsere Ruhe, daß man uns nicht genug ihren Nutzen zu unserm Troste vorstellen kann.

#### 1. Artikel. Von der Noth und den Leiden der Kindheit und Jugend.

Jedermann weiß und spricht, daß Kinder, denen alles nach Wunsch geht, die in Fülle und Vergnügen leben, nach ihrem Wohlgefallen handeln, keinen Zwang erleiden, keine Noth fühlen, keine Arbeit haben — selten gute, ordentliche, brauchbare Männer werden. Solche bleiben mehrentheils lebenslang leichtsinnig, Müßiggänger, unwissend, und werden nicht selten lasterhaft.

Diejenigen hingegen, welche in frühen Jahren Zwang, Arbeit, Mühe ertragen, Noth und Leiden erduldet haben, pflegen gemeinlich gute, brauchbare Menschen zu werden.

Sie



Sie sind gesetzt, arbeitsam, mäßig, vorsichtig; haben Geschicklichkeit und nützliche Kenntnisse.

Also erzeugen Mühe, Leiden und Noth, herrliche Früchte.

Strafen sind ein Leiden, ein Uebel — Und doch werden sie oft gebraucht. Die Obrigkeiten legen sie den Unterthanen auf, der Vater dem geliebten Sohne, und selbst die weichherzige Mutter ihrem Lieblinge. Warum geschieht das? Freilich manchmal aus Rache, aus Zorn, aus Ueberraschung der Leidenschaft. Dennoch aber entschuldigt hierin Jedermann seine Uebereilung damit, daß Strafen nützlich sind, daß ihre Absicht, bei der Auslegung derselben, das Wohl des Bestraften ist — Sie haben recht, überhaupt nemlich, wenn die Strafen gerecht sind, und mit Klugheit vollzogen werden.

Eine Beobachtung ist mir äußerst merkwürdig, nemlich diese, daß kränkliche Kinder gemeiniglich Verstandeskkräfte und moralische Eigenschaften haben, die ihr Alter weit übertreffen. Selbst das Volk erkennt dieses, und das Sprichwort ist bei ihm gemein — Kluge Kinder leben nicht lange.



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 61

Ist die Kränklichkeit die wirkende Ursach der höheren Seelenvollkommenheit, oder die Anstrengung, wodurch die Vollkommenheit erzeugt worden, die Ursach der Kränklichkeit? Oder ist die Feinheit und Reizbarkeit der Organisation, welche die Schwächlichkeit erzeugt, die Ursach der Krankheit und der Geistesvollkommenheit zugleich? Dieß sind Fragen, welche sich bis jetzt noch nicht entscheidend und allgemein beantwortet lassen. Vielleicht finden aber drei Fälle statt. Es gehören noch viele Beobachtungen dazu, hierin auf die Wahrheit zu kommen. Und es wäre wohl der Mühe werth, solche anzustellen.

Wir sehen wenigstens an Erwachsenen, daß die Leiden, die Noth und Unglücksfälle, vieles zu ihrer Bildung beitragen.

„In dem Augenblick, sagt der Geschichtschreiber Heinrichs des Vierten von Frankreich, als dieser noch erst König von Navarra war, daß Heinrich der Dritte, durch die Ligue dazu gezwungen, sich wider ihn erklärte, und Gregor der Dreizehnte ihn in den Bann gethan hatte — Da waren ihm alle seine Kraft, all sein Muth und seine Tugend nöthig, um so harte Schläge zu ertragen. Er war, so zu sagen, in der Wollust eingeschlummert. Diese harten Schläge aber  
weckten



„wekten ihn; er kam wider zu sich, seine ehe-  
 „malige Tugend kehrte in sein Herz zurück, und  
 „er fing an, sie mit mehr Muth, als jemals, aus-  
 „zuüben. Er gestand nachher, daß er seinen  
 „Feinden viel zu danken hätte, daß sie ihm so  
 „viel Kummer gemacht hätten — denn, hät-  
 „ten sie ihn in Ruhe gelassen, so würde ihn  
 „vielleicht der Müßiggang in einem Winkel  
 „der Guienne angefesselt haben, und er wäre  
 „nicht gezwungen worden, an seine Angele-  
 „genheiten zu denken; so daß er nachmals bei  
 „dem Hintritt Heinrichs des Dritten nicht im  
 „Stande gewesen wäre, die Krone zu behau-  
 „pten. \*)

„Man muß bekennen, daß alle Wider-  
 „wärtigkeiten, welche Heinrich der Vierte er-  
 „dulden mußte, seinen Geist und seinen Muth  
 „schärfsten; und daß er ein sehr großer König  
 „wurde, weil er nur durch viele Schwierig-  
 „keiten und in reiferem Alter zum Throne ge-  
 „langte. \*\*)

Vor

\*) Péréfixe hist. de Henri IV. pag. 71.

\*\*) Il faut avouer que toutes les adversités, que souffrit Henri IV, aiguiferent son esprit et son courage, et qu'enfin il fut un très grand Roi, parce qu'il ne parvint à la couronne, que par beaucoup de difficultés et dans un âge fort mûr. ibid. pag. 515.



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 63

\*\*\*) Vor Zeiten waren die Lateinerinnen  
Bei niederm Glücke keusch:  
Da ließen Fleiß und kurzer Schlaf.  
Und Hände, harsch von Tuster Wolle,  
Und der, den Thoren nahe, Hannibal,  
Und die auf dem Kolliner Thurm  
Postirten Ehemänner,  
Kein Lasten in die kleinen Hütten ein.  
Jetzt tragen wir des langen Friedens  
Uebel.

Sehr merkwürdig sind die letzten Worte:

*Nunc patimur longae pacis mala.*

Die Armuth, der Krieg, der furchtbare  
Hannibal an den Thoren Roms, die Arbeit,  
erhielten die Keuschheit der Lateinerinnen. Nun  
mehr aber, da Reichthum, langer Friede, die  
Heppigkeit und Schwelgeret eingeführt haben,  
sind alle Laster eingebrochen. So ist das Uebel  
die Schule der Tugend.

2. Art.

\*) Juvenal, übersetzt von Bahrdt, Sat. 6.  
v. 285.



## 2. Artikel. Die Leiden stärken die Seele.

Wer zum erstenmal leidet, es sey Krankheit oder Verdruß, der trägt seinen Unfall mit Murren und Ungeduld. Wer immer mit Güte und Billigkeit ist behandelt worden, kann keine Härte, keine Ungerechtigkeit, deren es doch in der menschlichen Gesellschaft so viele giebt, ertragen; sein ganzes Herz empört sich, er greift zu gewaltsamen Mitteln, die selten nützen; er wird erbittert oder muthlos, und steht von nützlichen Unternehmungen ab. So ist mehrentheils der Mensch in den muntern, feurigen Jahren des ersten männlichen Alters beschaffen, wenn die Erfahrung ihn noch nicht mit dem Laufe der Welt, und mit dem Verhalten und Gesinnungen der Menschen, bekannt gemacht hat.

In allen Leiden erschwert sich der Unerfahrene die Last durch Ungeduld noch drückender. Er wird unglücklicher, weil er noch nicht leiden gelernt hat.

Nach und nach machen ihn fehlgeschlagene Hoffnungen, vereitelte Projekte, erlittene Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, Leiden und Ungemach aller Orten, mäßiger, geduldiger. Die Erfahrung lehret ihn manches Uebel ertragen, das er sonst schwerer fühlte, weil er es nicht zu ertragen wußte.

Eben



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 65

Eben diese Wirkung haben eine harte Erziehung, früh erlittenes Leid, Mangel und schwere Arbeit, schlechter Gesundheitszustand. In Grönland weiß der Mensch der erstarrenden Kälte zu trotzen; in Indien fürchtet er sich vor dem Donner nicht, den er fast alle Tage gehört; die erregten Wellen des Meers erschrecken den alten Seemann nicht, der in manchem Sturm gewesen ist.

Aber, wird man sagen, Geduld ist nur für den Leidenden brauchbar — wenn kein Uebel statt fände, wäre auch keine Geduld nötig. Also kann man sie nicht als einen Zweck des Uebels ansehen, weil sie nur ein Mittel wider das Uebel ist. Es wäre besser, man brauchte keine Geduld, als daß man sie lernt.

Ganz richtig — als bloße Geduld kann man sie nicht für eine Frucht und einen Zweck der Leiden ausgeben. Die Geduld ist aber nicht bloß ein Behelf in der Noth, um durch ihre Hülfe die Leiden des Lebens zu ertragen. Sie ist vornehmlich Entwicklung der Kräfte, Befestigung und Stärkung der Seele. Wer gelitten hat, ist nicht allein in Leiden geduldig, er ist auch bei größerer Mäßigung in seinen Projekten, fester in seinen gefaßten Entschlüssen, standhafter in der Ausführung seines Vor-

3ter Band.                    E                    habens,



habens, viel gleichmüthiger bei allen Vorfällen, als derjenige, welcher das Uebel nicht kennt. Der Schmerz reißt die Seelen, wie die brennende Sonnenhitze die Früchte.

Wer noch nichts erlitten hat, ist immer noch, er mag so alt seyn, als er will, etwas leichtsinnig, und, ich möchte sagen, kindisch. Alles macht auf ihn einen starken Eindruck: dieser Eindruck aber verschwindet bald; jeder Einfall reißt ihn hin, und pflegt eben so geschwind zu verschwinden.

Nichts ist furchtsamer als der Mensch, wenn er immer verschont geblieben ist; jedes Ungemach, jeder Schein eines Uebels, jede Ahndung eines möglich bevorstehenden Unfalls versetzt ihn in Schrecken. Der erfahrene, der geprüfte Mensch fürchtet sich nicht.

„Wieder eine überflüssige Lehre! wird man sagen: denn man nehme nur das Uebel weg, so wird man nicht nöthig haben, das Uebel ertragen zu lernen; dann man wird keinen Muth brauchen.“ Auch dieser Einwurf ist nur halb wahr. Dient denn der Muth nur gegen Leiden? Ist er auch nicht zu großen Unternehmungen, zur Uebung der Tugend, nöthig? Erhebt und beseligt er nicht die Seele durch das Gefühl ihrer eignen Größe und Stärke?

An-



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 67

Angustam, amici, pauperiem pati  
Robustus acri militiâ puer  
Condiscat.

„Der durch Kriegsdienste abgehärtete  
Jüngling muß die drückende Armuth tragen  
lernen;“

Sagt Horaz. Der Krieg stärkt den Mann,  
(robustus acri militiâ) weil er ihm schwere  
Arbeiten auflegt, viele Beschwerden macht, ihn  
in Gefahr setzt. Er soll die drückende Ar-  
muth (angustam pauperiem) ertragen lernen.  
Also Prüfung, Leiden.

Eben so wird der gerühmt, welcher  
Multa fecit, tulitque puer, sudavit et  
alfit.

„Als Jüngling vieles that und erduldet,  
Hitze und Frost ausstand.“

Thätigkeit, Größe, sind die Früchte der  
Leiden, des Mangels. Man sehe die Geschichte  
Roms, Griechenlands, Persiens. Ueberall mit  
der Armuth, dem Kriege, Muth, Tapferkeit,  
Gedult, Tugend, Uneigennützigkeit.

Praestabat castas humilis fortuna la-  
tinas.

Ueberall mit dem Reichthum, dem Frieden,  
dem Flore schändlicher Laster, weibische Sit-  
ten, Schwelgerei, Arglist.



Ueberhaupt scheinen Vergnügen, Wohlseyn, Genuß, etwas erschlaffendes an sich zu haben, und unsern Kräften schädlich zu seyn. Nach langen Spielen, nach mannigfaltigen Zerstreuungen, hat man zur Arbeit keine Lust. Der Liebhaber der Romanen und Schauspiele findet ernsthafte Schriften trocken, und kann sie nicht lesen. Diese Weichlichkeit ist zu unsern Zeiten sehr gemein geworden. Es will fast nichts mehr, als Gedicht, Erzählung, Roman, bei unsern Lesern Eingang finden. Wer lange in aller Bequemlichkeit und Behaglichkeit gelebt hat, kann sich zu keiner Anstrengung entschließen, keiner Unbequemlichkeit aussetzen. Rufet, zur Probe, den muntern Jüngling vom ergötzenden Tanze zur Arbeit zurück; ihr werdet mehr als einmal rufen müssen, wenn ihr kein ander Mittel, als das Zureden, in Händen habt.

Ganz natürlich! Kraft ist Fertigkeit, oder wird wenigstens nur als Fertigkeit brauchbar; und Fertigkeit ist nur die Frucht der Uebung. Wenn die Uebung unterbrochen wird, muß nothwendig die Kraft erschlaffen. Genuß ist angenehm; nicht immer so die Arbeit, zumal wenn die Kräfte gleichsam losgespannt sind. Im vollen Gange hat es so viel nicht zu sagen; — aber die erschlafften Kräfte zu spannen, —  
das



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 69

das ist die Sache! Solches vermag nur die eiserne Nothwendigkeit, oder — das Uebel.

Muntre Reigen blühender Jugend ergötzen sich im süchtigen Tanze. Versuch es ja nicht, sie zum Ernst, sie zur Arbeit, zu ermahnen. — Alle ihre Kräfte sind erschlafft. — Vielleicht möchten sie gern eurem Ruf folgen — allein, sie können nicht! Lasset aber plötzlich vor ihren Ohren das Signal der drohenden Gefahr, das Geschrei der Angst und des Schreckens erschallen. — Da stiegen sie alle auseinander, vergessen der Freude, eilen zur Rettung der Unglücklichen, und scheuen weder die Arbeit, noch die Gefahr. Die Mädchen fliehen, ihr könnt sie auf ihre einsame Kammern zur Arbeit schicken.

Wie oft hat man Leute in ihrer Niedrigkeit und Armuth gesehen, welche durch ihre Tugend, Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit, die Achtung aller, die sie kannten, auf sich zogen. Sind sie aber zum Reichthum gelanget, oder auf eine höhere Stufe erhoben worden; dann ist alle ihre Tugend verschwunden. Auch in diesem Sinne ist der schöne Vers der Henriade wahr:

Tel brille au second rang, qui s'eclipse  
au premier.



Aus diesem Grunde ist es Niemanden zu rathen, daß er eine Person tief unter seinem Stande zu sich erhebe. Es ist immer dabei zu besorgen, daß das bescheidene, lebenswürdige Geschöpf sich in eine stolze Narrin verwandle.

Ich finde es immer sehr verwegen, wenn die Menschen, in den Wünschen, die man zum Zeitvertreib zu verschwenden pflegt, von sich selber zu sagen pflegen: Wenn ich dies Glück erlangte, wenn ich zu der und der Würde erhoben würde, da wollte ich dies und jenes thun. Ich wollte nicht stolz, nicht eitel, nicht geizig, nicht verschwendrisch seyn. Ei, lieben Freunde, ihr wißt nicht, was ihr seyn und thun würdet. Bedenket das Sprichwort:

Honores mutant mores.

Wenn ihr findet, daß der Große nicht so bescheiden, und der Reiche nicht so wohlthätig ist, als ihr wohl dachtet, daß sie seyn könnten, verdammet sie nicht gleich. Sie mögen tadelnswürdig seyn. Bedenket aber ihre Lage, und vor allen Dingen sprecht nicht: Wenn ich an ihrer Stelle wäre, würde ich ganz anders seyn.

Die kleinste Höhe kann den schwachköpfigen Menschen — und alle Menschen sind ein wenig



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 71

wenig schwach — schwindeln machen, im moralischen so wohl, als im physischen Sinne.

Merkwürdig ist es, daß wir den Abstand von oben hinunter immer größer sehen, als von unten hinauf, in physischem und in moralischem. In jenem sehe ich die Ursach des Unterschiedes wohl, \*) in letzterem aber nicht

Ⓔ 4

recht.

\*) Von oben herab gesehen, scheint die Tiefe beträchtlicher, als die Höhe von unten herauf — weil zu der Höhe zweimal meine Länge hinzukommt. Gesezt, ich sehe von unten eine Höhe von zwölf Fuß: ich sehe in der That nicht zwölf Fuß, sondern nur sieben Fuß Höhe, denn ich sehe nicht von der Erde, sondern von meinem Auge, welches fünf Fuß hoch steht, hinauf. Und es ist zwischen meinem Auge und dem Gipfel nur ein Abstand von sieben Fuß. Wenn ich aber von oben in die Tiefe blicke, sehe ich nicht von dem Gipfel, sondern von meinem Auge, das ist, fünf Fuß über den Gipfel hinunter. Also von oben herab, die ganze Höhe und meine Länge fünf Fuß, von unten hinauf die Höhe weniger fünf Fuß. Also ist der Unterschied zwischen beiden Standpunkten zehn Fuß, welches auf einer geringen Höhe viel ausmacht. Es kommt nun noch eins dazu — nemlich wir sind gewohnt, von unten nach oben zu sehen, nicht aber tief unter uns.



recht. Man sagt, die Eigenliebe blendet den Menschen. Gut; aber wie geht das zu?

Man bedenke, wie viel Gelegenheiten zu Thorheiten, Reichthum, Hoheit, und die ihnen anhängende Schmeicheley, geben können. Der Arme ist mäßig, bescheiden — das glaube ich wohl; er kann nicht ungestraft anders seyn. Er ist mitleidig — auch das begreife ich vollkommen; er weiß es, wie sehr die Noth drückt.

Ihr Reichen und Großen, euer Stand ist gefährlich, die Tugend kostet euch Mühe — Seyd desto mehr auf eurer Hut.

Triumphiret auch nicht, wenn ihr den Armen vor euch kriechen und Niederträchtigkeiten begehen sehet. Saget nicht: Das könnte ich nicht thun; mein Herz ist edel. Dieser Edelmutz kostet euch wenig, ihr fühlet keine Bedürfnisse, und wenn eure Fantasie euch Hülfe nöthig macht, so findet ihr hundert Gefällige, die euch ohne Lohn, aus Eitelkeit, oder auf Hofnung, dienen.

### 3. Artikel. Bedürfniß und Uebel knüpfen die Bande der Gesellschafter fester.

Der Mensch bedarf der Gesellschaft seines Gleichen, wenn er ein Mensch werden soll.

Den



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 73

Den Grund zu seiner Bildung kann er nicht selbst legen. Ohne die Menschen würde er ein Thier bleiben, denn Geburt und Natur machten ihn nur zum Thiere.

Es war also sehr nöthig, die Menschen mit einander zu verbinden.

Der Schöpfer hat uns allen eine Neigung für unsre Nächsten eingepflanzt. Nie sind wir recht froh in der Einsamkeit, es müßte denn seyn, daß wir der Einsamkeit, zur Ruhe oder Betreibung unserer Angelegenheiten, bedürften. Die bloße Gegenwart der Menschen ist uns schon Genuß.

Allein, es reicht dieser Trieb zur Geselligkeit nicht zu, denn ohne Bildung ist er sehr schwach. In Einöden aufgewachsen, möchte der Mensch nie eher seines Gleichen suchen, als bis ihn der Geschlechtstrieb dazu aufmunterte; und dann möchte diese Verbindung von kurzer Dauer seyn. Außerdem würde er vielleicht eher die Gegenwart des Menschen fliehen, als suchen, um in Sicherheit, und ungetheilt, seinen Raub zu genießen.

Unter allen Mitteln, welche man ersinnen könnte, um die Menschen unter einander zu verbinden, wenn man ja andre ersinnen kann,

E s

ist



ist wohl keines zuverlässiger, als das Bedürfniß. Alle andre Bande sind nur schlaff, und der Muthwille kann sie leicht zerreißen. Jenes aber läßt sich nicht zerreißen.

Wenn nun die Leiden das wahre und stärkste Band der Gesellschaft ist — nicht wahr, dann ist das Uebel von dem größten Nutzen? Ja man kann sagen, daß es nothwendig ist, wenn der Mensch Mensch werden, wenn er als Mensch glücklich seyn, wenn er empfinden und denken soll. Denn die Würde der Menschheit, das Glük, die Empfindung und der Verstand, sind Früchte der gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen.

Und daß diese Verbindung nur auf dem Bedürfniß beruht, sieht man deutlich aus der Geschichte der Menschheit. Die Geselligkeit geht in allen Stücken gerade nur so weit, als das Bedürfniß, hier der Erhaltung, dort der Sicherheit, und noch anderswo, der Freude. Wer in sich selbst Kräfte genug findet, wer sich selbst genug ist, der sucht die Gesellschaft der Menschen nicht sehr eifrig.

Hier könnte man mir sagen, daß unsre Bedürfnisse und unsre Schwachheit uns vielmehr ungesellig machen, weil wir uns deswegen auf  
uns



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 75

uns einschränken. Auch dieses hat seine Wahrheit. Aber die Auflösung der Schwierigkeit wird uns zeigen, wie wunderbar der Schöpfer die Kräfte zu kombiniren gewußt, und wie manches Ding in der Welt oftmals widersprechende Wirkungen erzeugt, und doch seine Absicht erfüllt.

Die Bedürfnisse schränken uns auf uns selbst ein, sobald es darauf ankommt, Andern zu helfen; sie weisen uns aber auf Andre, sobald wir die Hülfe jener bedürftig sind. Da wir aber, alles gerechnet, mehr Hülfe bedürfen, als von uns gefodert werden kann; so werden wir durch die Bedürfnisse mehr außer uns geworfen, als in uns selbst eingeschränkt. Dieß klingt sonderbar, es ist doch sehr gegründet; wir fodern und erhalten alle von Andern mehr, als wir ihnen leisten. Das geht so zu —  
Indem wir für uns arbeiten, arbeiten wir für Andre, ohne daran zu denken. Ich suche Vergnügen in der Gesellschaft, ich suche die Gesellschaft auf, nicht um ihrent, sondern um meinetwillen. Ich kann aber derselben nicht beiwohnen, kein Vergnügen in der Gesellschaft genießen, ohne das Vergnügen Andrer, auch ohne mein Wissen und Willen, zu befördern. Hier glaube ich nur zu genießen, und dieses nur beabsichtigt ein jeder in dieser Gesellschaft —  
Wir



Wir aber, wir fordern nur; niemand denkt an das Leisten; und so wird in der That mehr genossen, als geleistet.

Auch so in ernstern Geschäften. Selten hat man bei seiner Arbeit andre Absichten, als auf sich selbst — und doch kann man nicht arbeiten, ohne für Andre zu arbeiten. Jene genießen durch uns, ohne daß wir leisten.

Mancher macht sich Geschäfte aus Vergnügen — er pflanzt einen Garten, zieht Blumen und Früchte, und denkt dabei nur an sich. Ein anderer schreibt ein schönes nütliches Werk: Seine Absicht dabei war, nur sich damit zu vergnügen, seine eignen Gedanken ins Reine zu bringen. Ein Dritter übt sich in der Musik, oder in andern schönen Künsten, und hat dabei nichts als Uebung seiner Kräfte, oder Vergnügen, zum Zweck. Andre aber genießen mit allen diesen von der Arbeit derselben, ohne daß diese daran denken. Man hat von ihnen erhalten, und sie haben nichts geleistet.

Auf diese Art erhalten wir mehr, als wir leisten — mithin müssen Bedürfnisse, Schwachheit und Eigsucht, die Menschen mehr verbinden, als trennen. Und das thun sie wirklich.

Sie



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 77

Sie können die Menschen nur in sofern trennen, als die Kräfte der Menschen sich selber zu helfen reichen. Da aber diese nicht weit reichen, so ist die Trennung, welche jene verursachen können, unerheblich. Alles Bedürfnis, das über die eignen Kräfte hinausgeht, wirft den Menschen in die Arme des Menschen. Und dieses ist bei weitem das häufigste.

Wenn jemand ungesellig seyn kann, so ist es der Mensch, der wenig Bedürfnisse, oder Kräfte, genug hat, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Der Grönländer, alle rohe Völker, sind wenig gesellig. Kame bei den meisten Horden dieser incultivirten Menschen nicht der Krieg und das Bedürfnis der Vertheidigung dazu, vielleicht lebten sie ganz zerstreut. Unter uns könnten die Reichen ungesellig seyn, weil ihr Reichthum ihre Bedürfnisse befriedigen kann. Allein die Fürsorge hat dafür gesorgt, und hat ihnen andre Bedürfnisse aufgelegt, die sie wieder zur Geselligkeit zurück weisen. Ehre, Bedürfnis des Vergnügens, welches bei ihnen so dringend ist. Reiche von rohem Gefühle sind nicht gesellig, weil kein Bedürfnis sie zur Geselligkeit zwingt.

Diese Beobachtungen werden durch das Beispiel der Thiere bestätigt. Ein Gesetz herrscht



herrscht durch die ganze Natur über alle analo-  
gischen Geschöpfe.

Die Thiere, welche gleich nach ihrer Ge-  
burt keiner Hülfe bedürfen, verlassen ihre  
Mütter sogleich, und werden von ihnen ver-  
lassen. Manche Mütter kennen ihre Brut gar  
nicht, und bleiben ihr auch unbekannt. Die-  
jenigen, denen die Pflege ihrer Eltern unent-  
behrlich ist, bleiben bei denselben, und machen  
mit ihnen eine Art von Gesellschaft. Diese  
währt aber auch nur so lange, als das Be-  
dürfnis. Sobald die Jungen selbst sich ver-  
sorgen können, verlassen sie ihre Eltern, und  
wenn sie sie nicht verlassen wollen, werden sie  
von ihnen verstoßen und weggetrieben.

Ueberall ist also die Verbindung nur die  
Wirkung des Bedürfnisses, und dauert nicht  
länger als dasselbe.

Bei den Thieren hat die Gesellschaft nur  
die Erhaltung zum Zweck. Da konnten also  
die Bedürfnisse allemal ihre Befriedigung ver-  
anstalten. Kurz oder lang, die Gesellschaft  
erreichte immer ihren letzten Endzweck. Bei  
dem Menschen aber war die Absicht der Gesell-  
schaft nicht nur die Erhaltung des Lebens und  
die Befriedigung physischer Bedürfnisse, son-  
dern



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 79

dern auch, und hauptsächlich, die geistige Veredlung desselben. Dieses Bedürfnis aber ist keines von denen, welche sich dem rohen Menschen, wie der Hunger und der Durst, empfinden lassen. Auf diesem Bedürfnisse konnte also die wirkende Ursache der Gesellschaft nicht beruhen. Die ersten Bedürfnisse reichten auch nicht zu, die Gesellschaft lange genug zu erhalten; denn sie sind bald befriedigt; das Menschthier kann denn doch bald laufen, klettern, sein Futter suchen. Die Bildung der Vernunft aber, die Entwicklung der Seelenkräfte, des moralischen Gefühls, geschehen nur spät. Es mußten also andre Bande da seyn, die die Menschen länger an einander fesselten, als Hunger und Durst; d. h. sie mußten andre Bedürfnisse haben, die sie beständig zusammenhielten. Also mußte der Mensch mehr, länger anhaltende Bedürfnisse haben, als die Thiere. Es mußte also schwächer seyn, als letztere; d. h. seine Kräfte mußten in Verhältniß mit seinen Bedürfnissen geringer seyn, als bei den Thieren. Konnte der Mensch, wie die Thiere, bald nach seiner Geburt laufen, hatte er Waffen zu seiner Vertheidigung, eine dicke Haut, wie der Elephant, oder einen Balg, wie der Bär; konnte er in der Erde, auf den Bäumen, seine Nahrung finden, wie  
die



die Maus und der Vogel, oder konnte er sie, wie der Wolf, auf dem Felde erhaschen, so zerstreute sich die Familie sehr früh, und es war mit seiner Bildung aus.

Lieben Leser, erwäget dieses wohl; bedenkt, worauf es bei unsrer Veredlung ankam; und nun klaget wider den Schöpfer wegen unsrer Hülflosigkeit, unsrer Schwachheit, unsrer Bedürfnisse. Ach, wie oft beurtheilt der Mensch die Anordnungen Gottes unrecht! Wird er sich denn niemals Vorwürfe darüber machen? Ja, ja — alles, was Gott thut, ist wohl gethan.

#### 4. Artikel. Das Uebel erweckt gesellige Empfindungen.

Wenn das Uebel und die Leiden der Menschen bestimmt waren, die Menschen mit einander zu verbinden, so erreichen sie nicht allein dadurch ihren Zweck, daß sie den Bedürftigen nöthigen, die Hilfe seines Gleichen zu suchen; sondern auch dadurch, daß sie bei denen, die nicht leiden, aber Zeugen des Leidens anderer sind, wohlthätige und gesellige Gefühle erwecken.

Jedes Uebel erweckt Menschenliebe und Mitleid. Jedermann macht sich zur Pflicht,  
den



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 81

den Kranken aus seiner Bekanntschaft zu besuchen, ihm, und wohl gar, wenn er darum ersucht wird, dem Unbekannten Erquickung zu verschaffen. Dem Genesenden giebt man schmackhafte Speise, und stärkendes Getränk. Dem Leidenden springt man bei; man stürzt sich in die Fluten, das Leben dessen zu retten, der darin umkommen möchte. Wenn Feuer ist, kommt die Hülfe von allen Seiten.

„Ich weiß nicht, wie das zugeht,“ sagte mir eine sehr verständige Person, „seitdem der Mensch krank ist, habe ich ihn immer vor Augen, da ich sonst nie an ihn gedacht habe, als wenn man von ihm sprach oder er vor mir stand.“ In der That, der Mensch ging jene Person gar nichts an; sie hatte ihn nur einige mal im Vorbeigehen gesehen.

Daraus lernen wir, daß das Uebel die Menschen genauer verbindet, nicht allein durch die Hülfe, sondern auch durch die Empfindung. Das Uebel an und für sich hat eine Kraft, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, und auf einem Gegenstand fest zu halten.

Man weiß ja, daß das Mitleiden leicht in Freundschaft gegen den Bemitleideten sich verwandelt. — Das thut das Vergnügen  
3ter Band. F auch.



„auch.“ — Richtig. Aber die Freundschaft, welche, die Noth und das Mitleiden erzeugten, ist inniger und edler. — Ihre Bande sind eher und fester geknüpft, sie artet nicht so leicht in bloße Association zum Vergnügen aus, sie verschwindet nicht so leicht.

Das Mitleiden zwischen beiden Geschlechtern bahnt der Liebe den Weg. Mann, willst du das Herz deiner Frau nicht verlihren — sey du ihr Vertrauter, ihr Trost, laß nicht in den Armen eines Freundes ihre Thränen sich ergießen — Laß sie nur mit Behutsamkeit die Trösterin eines Freundes seyn.

Vater, willst du deine Kinder vor einer vor-eiligen Liebe bewahren, laß nicht die Schwester den Bruder, oder den Bruder die Schwester, in den frühern Jahren, wo das Herz weich und der Verstand schwach ist, in der Noth trösten, ihm Zuflucht seyn; vielweniger noch Freunden und Freundinnen.

Alle diese Beobachtungen sind ein Beweis, daß das Uebel die geselligen Empfindungen erzeugt und stärkt, folglich die Gesellschaft genauer verbindet; eine Wohlthat, die man nicht genug schätzen kann!

Und zwar geschieht diese genauere Verbindung auf eine sehr edle Art. Das Uebel verbindet



bindet die Menschen mit einander, nicht so wohl, weil der Leidende Hülfe und Trost sucht, welches nicht allemal geschieht, sondern weil der Mitleidige den Leidenden sucht. Denn ob man gleich denken sollte, daß die Freude und die Dankbarkeit der Geretteten und Getrösteten an den Retter und Tröster fester, als das Mitleiden, binden müßte; so ist es doch nicht durchgehends und bei edlen Herzen also. Denn der Helfer und der Retter wird mehr Liebe für den Geretteten empfinden, als dieser für ienen. Ich weiß, wie man solches erklärt; nemlich dadurch, daß der Wohlthäter sich mit Vergnügen einer edlen That bewußt ist, und das Andenken an dieselbe ihm den Gegenstand derselben werth macht. Etwas mag daran seyn; aber es giebt auch Fälle, wo man eben so gute und edle Thaten thut, ohne sich derselben mit so vielem Vergnügen zu erinnern. — Ja, wenn sie ohne Mühe und Gefahr ausgeübt würde, die edle That, wenn sie nichts außerordentliches hätte, wenn sie nicht Aufopferung kostete, wenn die Umstände nicht auffallend wären, so vergißt man sie wohl ganz und gar. Der Wohlgefallen an einer guten That kann uns also nicht allein den Gegenstand derselben werth machen.



Ich dünke, folgende Beobachtung könnte näher zum Zweck führen. Der Leidende wird durch seinen Schmerz in sich gekehrt und fast auf sich eingeschränkt; seine Gefühle werden auf ihn selbst bestimmt; er fühlt also gegen seine Freunde nur durch Reflexion; und Reflexion ist ein schwacher Reiz für das Herz. Der Mitteldige hingegen wird ganz außer sich gezogen, sein Hauptgegenstand ist außer ihm; er selbst vergift sich; dieses sieht man an Freunden, die einem Kranken beistehen, an solchen, die mit großer Gefahr Hülfe leisten — sie denken dabei nicht an ihre eigene Gefahr, an ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeit.

Wenn das wahr ist, so folgt daraus, daß, ohne Uebel, die Menschen ganz in sich gekehrt seyn würden, weil nichts sie nach außen bestimmte.

Wenn irgend ein großer Unfall das gemeine Wesen betroffen hat, sieht man unter dem Volke nichts als menschenfreundliche Gesinnungen. Engere Bande, Freundschaft, scheinen einige Tage lang alle Herzen zu vereinigen. In solchen Tagen kann man einen jeden, der auf der Straße geht, dreist anreden. Der rohe Mensch, der sonst nur eine Grobheit zum Bescheide gesagt haben würde, antwortet diesmal mit Bescheidenheit;



heit; diejenigen, die sonst wohl andere nicht des Ansehns werth achten, bleiben stehen, fragen, lassen sich fragen, geben Antwort, und unterhalten sich mit Herablassung. Grobheit und Stolz sind ganz verschwunden. Bekannte und Unbekannte treten zusammen, erkundigen sich, erzählen, beklagen die Noth — Die ganze Stadt sieht nur Brüder.

Sollen Menschenliebe, hülfreiches Mitleiden unter den Menschen statt finden, so muß auch Uebel seyn. Damit will ich nicht sagen, daß das Uebel der einzige Gegenstand des Mitleids ist; auch nicht, daß man nicht Mitleid fühlen kann, wenn man kein Elend fühlt. Ich will sagen, daß man wenig Menschenliebe und kein reelles thätiges Mitleid haben wird, wenn man nicht selbst gelitten hat. Leiden sind Empfindungen, Sensationen. Sie lassen sich durch Worte nicht erklären; wir können ihre Begriffe nicht analysiren; folglich ist es eben so unmöglich, dein, der nicht gelitten hat, einen Begriff von dem Leiden zu geben, als dem Blindgebohrnen die Farben zu erklären. Wer also nicht gelitten hat, der kann kein wahres Mitleiden empfinden; er wird seine Mitempfindung in Worten oder in der Phantasie haben; und beides ist für den Nothleidenden ganz



überflüssig. Das erste ist zu schwach, und mithin unnöthig; das andre ist übermäßig, folglich hat es Unrecht, oder es hat den Muth nicht zu helfen, es drückt die Augen zu und läuft davon.

Wäre Dido nicht einst zur Flucht genöthigt gewesen, würde sie den flüchtenden Aeneas nicht so mitleidig aufgenommen haben. Aber

Non ignara mali miseris succurrere  
disco

spricht sie. „Ich bin mit dem Leiden nicht unbekannt, und habe gelernt den Unglücklichen beizustehen.“

Eines ist mir dabei überaus merkwürdig, und lehrt mich, wie vortreflich es der Schöpfer eingerichtet hat, seine wohlthätigen Absichten zu erreichen, so daß auch geringfügige, fehlerhaft scheinende, Dinge dazu dienen müssen. Eine Betrachtung, die mir immer sehr wichtig ist.

Der Schöpfer will, daß die Menschen als Brüder mit einander leben, einander in der Noth beistehen — nicht allein um der Rettung des Leidenden, sondern auch um der Veredlung des Helfenden willen. Aus diesen  
Grunde



Grunde hat er dem Menschen Theilnehmung und Mitleiden ins Herz gepflanzt. Die Hülfe ist aber nicht immer gegenwärtig — wie sollte sie herbeigerufen werden? Das Geschrei der Noth reicht nicht immer an die Ohren des, der helfen soll und kann. Die bloße Nachricht obwaltender Noth erregt zwar Theilnehmung, geht aber selten weiter, als kaltes, unthätiges Bedauern; sie erreicht ihren Zweck nicht. Ach die Armen! spricht man, legt aber dabei die Hände in den Schoos. Nur die Gegenwart der Leidenden, nur der Anblick der Noth ist vermögend, die Trägheit und Zaghaftigkeit des Menschen zu überwinden. Wie sollte nun die sonst träge Hülfe geschwind herbeigerufen werden? Gott, der gütige Vater, der allen geholfen wissen wollte, besetzte den Menschen mit einer geringfügigen Begierde, die nicht selten eine kleine Seele verräth, und manchmal einen widrigen Anstrich hat — die Neugierde mußte den Menschen auf den Schauplatz der Noth herbeiführen. Er hört von einem Unglück. Er will — nicht helfen, daran gedenkt er noch nicht. — Er will das neue Schauspiel nur ansehen. Allein dahin wollte ihn vorerst nur der Vater der Menschen haben. Nun ist er da, er wollte nur den Zuschauer abgeben, nur um seinetwillen kam er; aber



der Anblick der Noth zerreißt sein Herz. Er kann nicht mehr müßig da stehen, und der Unglückliche findet Rettung, da, wo ihm keine zugebracht war. Ueberall wird — wie ich oben gesagt habe — mehr erhalten als geleistet.

#### 5. Artikel. Von dem Waisenstande.

Ich will dem Waisenstande nicht seine großen und häufigen Beschwerden absprechen. Schon in dem ersten Theile hab' ich davon geredt. Hier nur ein Wort über den Nutzen, den er oftmals erzeugt.

Viele Eltern sind so ungewiß und so leichtsinnig, daß sie für ihre Kinder gar nicht sorgen; manche sind so roh und so lasterhaft, daß ihr Umgang, ihre Lehren, ihr Beispiel gerade die gefährlichste Verführung für ihre Kinder sind, und daß man es ein Glück nennen kann, wenn der Tod sie ihren Kindern entreißt. Von solchen rede ich nicht.

Auch von den Müttern will ich nicht reden, welche allesammt zu weichlich und nicht Standhaftigkeit genug haben, um ihren Kindern eine gehörige Erziehung zu geben. Für die erste Verpflegung sind sie vortreflich; nachher aber muß eine festere Hand sie ablösen.

Ich



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 89

Ich wende mich aber zu euch — ihr verehrungswürdigen Väter, die ihr bei festem Muthe verständige Grundsätze, Standhaftigkeit und Eifer für das wahre Wohl eurer Kinder habt. Betraut ihr euch zu sorgen, daß ihr eure Kinder gut erzieht? Fehlt ihr nicht, daß euer Vaterherz euch oftmals von euren Grundsätzen entfernt? Bald überseheth ihr Fehler, die üble Folgen haben können; bald laßt ihr eure Kinder zu viel Freiheit, zu viel Bequemlichkeit, zu viel Vergnügen genießen, und so verzärtelt ihr sie. Ein andermal fodert ihr aus Liebe zu ihnen, aus väterlichem Pflichteifer, zu viel Vollkommenheit, zu viel Anstrengung, zu frühem Fortgang in ihren Uebungen. Selten, selten wirds euch gelingen, das rechte Maas zu treffen.

Man findet gemeintlich, daß diejenigen Kinder am besten gerathen, welche früh unter fremder Führung gestanden, früh einiges zu leiden gehabt haben. (s. oben.) Mancher wird ein braver Mann, bloß weil er das — soll ich Glück oder Unglück sagen — gehabt, früh seiner Eltern beraubt zu werden.

Ihr wohlgesinnten Väter, zweifelt nicht an dem Heile eurer geliebten Kinder, wenn ihr vermuthet, daß die Fürsorge euch von  
F 5 ihnen



ihnen abrufft; vertrauet auf den Vater im Himmel. Thut, was Klugheit und Liebe euch lehren, und dann überlaßt das übrige mit Zuversicht dem Herrn.

6. Artikel. Viele große Männer sind ungebildet gewesen.

Manche Männer sind ohne Erziehung vorzüglich und groß geworden; vielleicht würde ihnen eine sorgfältige Bildung eher schädlich, als nützlich, gewesen seyn. Größe, wahre Größe, beruhet auf eigener Thätigkeit, eigenem Denken. In guten Schulen, bei verständigem Unterricht, würde ein solcher Geist Nahrung gefunden haben, damit zufrieden gewesen seyn, und nicht selbst gesucht haben. Da er aber ohne Unterricht blieb, oder nichts, als einen schlechten Unterricht, genoß, suchte er selbst Nahrung, strengte sich an, und wurde durch diese Anstrengung noch größer. Die Kinder der Californier wissen meilenweit ihre Nahrung zu suchen, und in Felsen, Klüften, zu finden, weil ihnen die Eltern keine geben. Unsre Kinder würden da verhungern; weil wir ihnen alles reichen, wissen sie nichts zu suchen. Jene sind das Bild des guten Kopfs ohne Bildung; diese das Bild des wohlunterrichteten Menschen. Steinbart sagt in seiner Nachricht von dem

dem



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 91

dem Pädagogium zu Züllichau, daß man die Güte der Schule nicht nach der Menge der Lehrstunden beurtheilen muß; denn, spricht er, der eigne Fleiß ist besser, als der Fleiß in den Lehrstunden. Bei letzterm verhält sich der Schüler nur passiv — nur wenn er allein arbeitet, ist er activ.

Ueberhaupt kann die Erziehung keine große Männer bilden; sie ist nur für gemeine Menschen. Andern ist sie eher hinderlich, als beförderlich.

„Shakespear hatte keine litterarische Erziehung genossen,“ sagt Wieland in dem Leben dieses großen englischen Dichters; „er besuchte nur kurze Zeit eine kleine Schule, wo er einige lateinische und griechische Worte lernte; sein Vater hatte ihn zu seiner Handlung bestimmt. Aber es ist mehr als eine bloße Vermuthung, daß es diesem kleinen Umstande, dem Mangel einer klassischen Erziehung, zuzuschreiben ist, daß wir einen Shakespear haben. Freilich würde ein früher und vertrauter Umgang mit den unverbesserlichen Werken aus den Zeiten des Perikles und Augustus seinen Geist gebildet, seine Phantasie mit Modellen, mit idealischen Schönheiten angefüllt, seinen Geschmack geläutert und  
„fester



„fester gemacht, und seinen Worten eine Re-  
 „gelmäßigkeit, eine Correction und Vollendung  
 „gegeben haben, die ihm jetzt mangelt; aber  
 „mit allen diesen Vortheilen würde er nicht  
 „mehr Shakespear gewesen seyn, nicht mehr  
 „das ursprüngliche Genie, der Sohn der Phan-  
 „tastie (wie ihn Milton nennt) dessen wilde Tö-  
 „ne, gleich dem Waldgesang der freien Nachti-  
 „gal, die antwortenden Saiten unsers Herzens  
 „schneller und tiefer rühren, als das angelehrte  
 „künstliche Lied des eingebauerten Canarien-  
 „vogels.“

#### 7. Artikel. Vom Kriege.

Ich rechne den Krieg unter die physischen  
 Leiden, ob er gleich eigentlich zum moralischen  
 Uebel gehört: denn er gehört zu den menschl-  
 ichen Thorheiten. Seine üblen Wirkungen sind  
 aber mehr physisch als moralisch.

Daß er ein schreckliches Uebel ist, darf ich  
 nicht weitläufig darthun; ich erkenne ihn dafür.  
 Aber er ist, wie jedes Uebel in der Welt, nicht  
 bloß Uebel; er hat seinen Nutzen, und diesen  
 müssen wir zu entdecken suchen.

Lange schon vermuthete ich, daß der Krieg  
 in der moralischen Welt sich ungefehr so ver-  
 halten



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 93

halten möchte, wie Erdbeben und Fieber in der physischen. Ich beobachtete die Folgen der Kriege, die ich erlebt habe, und las die Geschichte in dieser Rücksicht mit Aufmerksamkeit.

In der Bürgerwelt sind die Wirkungen des Krieges auffallend. Die Betrüblichkeit wird rege; Waarenlager, die schon lange dem Kaufmann zur Last fielen, wurden ausgeleert, alle männlichen Gewerbe blühen; der stötkende Umlauf des Geldes bekommt neue Kräfte; Männer, welche sonst in der Armuth, Niedrigkeit und Dunkelheit geblieben wären, treten hervor, erwarten Reichthum, schwingen sich auf höhere Stufen, und machen ihren Namen durch Klugheit und Thaten berühmt. Ist das gut oder übel? Mir deucht, es ist billig, daß Reichthum und Ehre nicht immer in denselben Händen bleiben. — Denn wie haben diejenigen, welche sie besitzen, dieselben erworben? Laßt doch auch den Mann aus dem Volke einmal hervortreten, einmal die Augen auf sich ziehen, einmal genießen; sollte es auch nur einen Augenblick seyn.

Wer irgend auf eine Art sich hervorthut, der hat etwas gethan, Kräfte angestrengt und entwickelt. Wo viele sich zeigen und Thaten thun, da gewinnt die Menschheit an Beredlung.

Es



Es ist unläugbar, daß die Unruhe des Krieges alle Kräfte aufbietet, den Muth reizt und stärkt. Dadurch gewinnen die Sitten mehr Mannheit. Der junge Officier kömmt ganz anders aus einem Feldzuge zurück, als er hingegangen war. — Schon seine Gesichtsfarbe ist männlicher — seine Seele hat sich verändert, wie sein Gesicht.

Dieses alles wird durch die Geschichte bestätigt. Rom ward die Besiegerin der Welt, nachdem es die Bewundrung derselben gewesen war. \*) Zu der Zeit aber, da es mit hohen Tugenden und Thaten glänzte, war es im beständigen Kriege. Seit dem Numa bis zum August, in siebenhundert Jahren, hatte es nur ein einziges Jahr den Frieden. Sobald aber der Krieg sich entfernte, sobald es den Frieden genoß, riß die Ueppigkeit ein und schleppte die schändlichsten Laster mit sich.

Patimur longae pacis mala.

Ein merkwürdiges Wort!

Es

\*) Ich bitte wegen dieses Gallicismus um Vergebung; er ist energisch.



Es haben schon viel berühmte Männer den Nutzen des Krieges erkannt. In seiner Geschichte der Deutschen \*) sagt Schmidt:

„Es ist überhaupt schwer, wenn die Nation selber Soldat ist, ein Mittel zwischen Krieg und Frieden zu halten. Zu viel Kriege schwächen sie in ihren innerlichsten Theilen, und greifen, so zu sagen, das Mark in den Beinen an; zu wenige benehmen ihr den Muth und gewöhnen sie an Weichlichkeit.“

Man wende das — zu viele Kriege — nicht gegen mich. In allen Dingen ist zu viel schädlich. Zu viel Brod, zu viel Sonnenschein, zu viel Regen, sind ein Uebel; deswegen wird man aber nicht Brod, Sonnenschein und Regen unter die Uebel rechnen.

Les guerres civiles, sagt Helvetius, \*\*) font un malheur, auquel on doit souvent de grands hommes.

„Bürgerliche Kriege sind ein Uebel, dem man oft große Männer zu verdanken hat.“

Eben

\*) 3. Theil. Carl der Große.

\*\*) Tom. 2. p. 210.



Eben so spricht der große Friedrich in seinen Mémoires &c. „Zu Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms war man auf die Ordnung der Regimenter und auf die Mannszucht bedacht gewesen. Man war bald damit fertig; und nunmehr fing man an, auf Nebendinge zu denken. Der Soldat schlackte seine Flinte, seine Patrontasche und seine Degenscheide; der Reuter seinen Zaum, seinen Sattel, und sogar seine Stiefeln. Die Mähnen der Pferde waren mit Bändern geflochten; und endlich artete die mögliche Keinslichkeit in einen lächerlichen Mißbrauch aus. Hätte der Friede länger als bis 1740 gedauert, so würde man Mann und Pferd gewiß noch geschminkt und mit Schönpfästern belegt haben.“

Eben dies kann man nach Verhältniß von vielen Streitigkeiten sagen, die in der Welt entstanden sind, und worüber man so bitterlich geklagt hat. Im Physischen bringt die Ruh, wenn sie zu lange anhält, Verderben und Verwesung; im Moralischen, Schlassheit und Stumpfsheit. Die Franzosen haben ein Sprichwort!

Qui vit en paix, vit en bête.

Ich



Ich habe es niemals, als aus dem Munde des gemeinen Volks, gehört, und habe es immer in ironischem Sinn genommen. Es ver- trägt aber einen sehr guten ernsthaften Sinn. Vielleicht ist zum erstenmal in diesem Sinne von einem denkenden Manne gesagt worden. Wir wollen hören, was berühmte Männer hierüber gesagt haben.

„Ueberschaut man, sagt Inge Kothke, \*)  
„die ganzen Reiche von Jahrhunderten, so  
„findet man nichts originelles, keinen schö-  
„pferischen Geist nach Pythagoras, Plato,  
„Aristoteles, Epicur und Zeno; sondern die  
„Vernunft scheint wie erschöpft und entkräf-  
„tet. Selbst schon, als das Christenthum sich  
„zeigte, sich ausbreitete und das Heidenthum  
„so gewaltig angriff, wurden die Geister noch  
„nicht in Wirksamkeit gesetzt, neue Aussichten  
„zu eröffnen, und sich über das schon Vorhan-  
„dene zu erheben. Die Kraft dazu fehlte;  
„und mir deucht, es liege gar deutlich in der  
„Geschichte, daß wenn man in Constantino-  
„pel nicht bald die Ideen des Arius, bald des  
„Nestors, bald die Bilderstürmerei, bald sonst  
was

\*) Wirkung des Christenthums auf den Zustand der Völker in Europa. 1. Th. S. 402.



„was von der Art gehabt hätte, worüber man  
 „stritt; so hätte man gar nichts gehabt, was  
 „den Gedanken erhalten hätte, daß es Bücher  
 „gäbe, Systeme, die man überdenken, oder  
 „Wissenschaften, auf welche man sich bestützen  
 „müsse. Bei der Leppigkeit, den vielen Ver-  
 „schnittenen und den morgenländischen Hoffitten,  
 „die von Constantin an eingeführt wurden und  
 „fortwährten, bei dem harten Despotismus,  
 „und dem drückenden Finanzwesen, hätte man  
 „immer mehr und mehr alle Freiheit der Seele  
 „verlieren müssen. Und was wäre denn von  
 „Roms Geiste und römischen Kenntnissen übrig  
 „geblieben? Nichts, als was von Athens Ver-  
 „lassenschaft in Antiochien und Alexandrien übrig  
 „blieb: Unsitlichkeit nur, und heiße Wollust und  
 „Bettrennen, und unbändige Faktionen von  
 „blauen und grünen. „

Also haben die Zänkereien mit den Aria-  
 nern, Nestorianern, Bilderstürmern, u. a. m.  
 die Wissenschaften erhalten. Das ist doch wahr-  
 lich kein kleiner Dienst, den sie der Menschheit  
 geleistet haben.

Montesquieu, in seinem Werke von dem  
 Geiste der Gesetze, sagt etwas ähnliches. „Oft,  
 „spricht er, blühen die Staaten wegen des un-  
 „merklichen Ueberganges einer Verfassung zu  
 „der



„der andern weit mehr, als in der einen und  
„der andern Verfassung. Es kommt daher, daß  
„in jener Revolution alle Triebkräfte des Staats  
„rege sind, daß alle Bürger Ansprüche machen,  
„daß man einander angreift, oder zu gewinnen  
„sucht; und daß zwischen denen, welche die alte  
„Verfassung verfechten, und denen, welche die  
„neue einzuführen suchen, ein edler Wettstreit  
„obwaltet.“ \*)

Ich will über den verhältnißmäßigen  
Werth der verschiedenen Partheyen in der  
Christenheit nicht entscheiden; es ist aber un-  
läugbar, daß die Reformation sehr viel Gutes  
gestiftet hat. Die Gährung, welche sie in den  
Gemüthern erzeugte, machte die Seelenkräfte  
rege. Eine Menge Streitigkeiten und pole-  
mische Schriften, die jetzt, Gott sey es ge-  
B 2 dankt,

\*) Souvent les Etats fleurissent plus dans le pas-  
sage insensible d'une constitution à l'autre,  
qu'ils ne faisoient dans l'une ou l'autre de ses  
constitutions. C'est pour lors que tous les res-  
sorts du Gouvernement sont tendus, que tous  
les Citoyens ont des prétentions, qu'on s'at-  
taque et qu'on se caresse, et qu'il y a une noble  
émulation entre ceux qui defendent la constitu-  
tion qui decline, et ceux qui mettent en avant  
celle qui prévaut. Espr. des Loix. l. 1. p. 270.  
Edit. de Geneve.



dankt, vergessen sind, stifteten doch den Nutzen, daß man Nachdenken, Wissenschaften und Geschichte studiren mußte. Dadurch wurden die Wissenschaften vom Untergange gerettet, aus dem Staube der Bibliotheken und der Dunkelheit der Klöster hervorgezogen. Ohne Witlof, Hus, Luther und Calvin würden vielleicht Aristoteles und Scotus noch in unsern Schulen herrschen. Dieses ist schon lange anerkannt worden.

Ich bitte den Leser, mich nicht zu beschuldigen, daß ich der Zänkeren, dem Partheygeiste, der Verfolgung das Wort rede. Wenn aber keine Partheyen waren, wenn die verschiedenen Partheyen bei kaltem Blute in Frieden mit einander lebten, so war es um die Gelehrsamkeit, und vielleicht um das größte Vorrecht des Menschen, um das Denken, geschehen. Der Partheyeifer mußte die schlummernden Kräfte des Menschen wecken.

„Es ist vielleicht gut, sagt Voltaire, daß es in einer Republik zwey Partheyen gäbe; denn es führt die eine über die andre die Aufsicht; und die Menschen bedürfen eine Aufsicht, — (das vielleicht konnte ganz wegbleiben, wenn man die Beredlung höher, als eine träge Ruh schätzt,) „daß eine Republik  
Mittler



„Mittler nöthig habe, ist vielleicht nicht so sehr  
„eine Schande, als man denkt. Freilich be-  
„weist es, daß von beiden Seiten Starrsinn  
„herrscht; es beweiset aber auch, daß von bei-  
„den Seiten Geist, Einsicht und Scharfsinn  
„ist, weil man die Gesetze verschiedentlich aus-  
„legt.“ \*)

Aus diesem Grunde seh ich es gerne, wenn  
der Bürger in einem monarchischen Staate  
wenigstens etwas zu sagen hat, mit dem Ge-  
meinwesen irgend etwas zu thun bekommt,  
sollte er auch nur zu der Wahl des Glöckners,  
Nachtwächters oder Gerichtsfrohns seine  
Stimme geben. Ich weiß, es gibt Zänke-  
reien, Feindschaften, Eigensinn, es erweckt  
Dünkel, und manchmal wird der Schlechteste  
gewählt. Das sind bei dem Wahlrechte des

G 3

Volks

\*) Il est peut-être utile, qu'il y ait deux partis  
dans une republique, parceque l'un veille sur  
l'autre, et que les hommes ont besoin de sur-  
veillans. Il n'est peut-être pas si honteux qu'on  
le croit, qu'une republique ait besoin de mé-  
diateurs; cela prouve à la vérité qu'il y a de  
l'opiniatreté de deux côtés; mais cela prouve  
aussi, qu'il y a de part et d'autre beaucoup d'es-  
prit, beaucoup des lumières, une grande sages-  
sité à interpréter les Loix dans les sens diffé-  
rens. Voltaire Tom. 29. p. 206.



Volks unvermeidliche Uebel; und die schlechte Wahl, die nicht unvermeidlich ist, erfordert Kunst, wenn sie vermieden werden soll. Auf der andern Seite gibt das Wahlrecht dem Menschen aber einen Werth, und es erhebt seine Seele, macht ihm Muth, erinnert ihn an seine Menschenwürde. Die Gemeine kommt zusammen, man sieht sich, man verbindet sich; der eine kann den Beitritt des andern nicht entbehren, wenn er seine Absicht erreichen will. Man wirbt Stimmen, man muß Vorsicht, Klugheit — und sollte es auch List seyn — dabei gebrauchen; der Verstand wird geschärft; es ist eine Gelegenheit mehr zu denken. Ein jedes Mitglied der Gemeinen wird aus seinem Ich herausgehoben, lernt einen größern Gedanken — seine Gemeine — denken; lernt für das gemeine Wesen fühlen; sein Kopf und sein Herz erweitern sich; und selbst die Collision der Partheyen, die gemeiniglich entstehen, erweckt alle Kräfte der Seele. Nur muß keine große oder kleine Obrigkeit mit Drohungen Stimmen sammeln. Der Amtmann in der Bellertschen Fabel machte zwar recht gut den Despoten, er verstand aber nicht, was zur Beredlung des Menschen gehört. Es wäre nicht gut, daß alle kleine Obrigkeiten seinem Beispiele folgten. Ich weiß nicht, wie  
der



der gute Gellert auf den Einfall gekommen ist, und was er mit dieser Fabel haben will.

An manchen Orten haben die Kirchgemeinen das Recht, ihren Prediger zu wählen — die häufigen Mißbräuche, die dabei vorkommen, haben mehrere auf den Gedanken gebracht, dem Volke dieses Recht zu nehmen. Das ist freilich der nächste Weg zur Vermeidung aller Irrungen. Dann wird man sich nicht mehr zanken. Was thut denn das Wahlrecht aber für Schaden? Es wird oft der Schlechtere gewählt. Gut; wessen ist aber die Schuld? Der Obrigkeit ganz allein. Ist es nicht die Obrigkeit, welche die Candidaten präsentirt? Nun so präsentire sie lauter gute Männer; dann wird die Gemeinde keinen schlechten wählen. Die Consistoria prüfen ja die Candidaten; wenn ein Dummkopf oder ein schlechter Mensch durchschlüpft, wer hat es verschuldet?

Obrigkeiten, wollt ihr über Menschen, und nicht über träge Thiere, herrschen — wollt ihr, daß eure Unterthanen Ehre und Patriotismus fühlen sollen? Schmäleret ihre Rechte nicht; gebet ihnen Gelegenheit, sich oft als Mitglieder des gemeinen Wesens zu denken und zu fühlen. Wenn ihr ihnen alle Gelegenheit



dazu abschneidet, wenn ihr sie in ihre Häuser einschließet, darin isolirt, wie wollen sie mit ihren Gedanken und Gefühlen herauskommen. Laßt sie alle die kleinen Posten besetzen, die zu ihrer Gemeine gehören, vom Kuhhirten und Feldhüter bis zum Schöpffen und Pastor; ja, wenns möglich wäre, auch den Justitiarius.

Dieses ist um so nöthiger, da man jetzt damit umgeht, die Gemeinheiten aufzuheben. Dadurch werden einige Bande des gemeinen Wesens zerrissen, es müssen andre an der Stelle geknüpft werden, sonst werden die Menschenherzen und Köpfe sich ganz isoliren, ganz in das Ich einschränken.

Dies war eine Ausschweifung; ich bitte den Leser, mir solche zu verzeihen — die Sache war wichtig genug, um sie bei Gelegenheit zu berühren — eine solche Gelegenheit hatte ich schon lange gesucht. Nun kehre ich wieder zu meiner Hauptsache zurück.

„Jedertzeit, sagt Voltaire, artet eine verfolgte Sekte nothwendig in eine Faktion aus. Und die Ursach davon ist, daß die Unterdrückten sich verbinden und Muth fassen. Sie sind geschickter ihre Parthey zu verstärken, als die herrschende Sekte solche zu unterdrük.



„sterdrücken — — Selbst dem Mahomed ge-  
„lang sein Unternehmen nur deswegen, weil er  
„von Mekka verbannt wurde, und weil man da-  
„selbst auf seinen Kopf einen Preis setzte.“ \*)

IV. Abschnitt.

Vom dem moralischen Uebel. •

Hat denn auch das moralische Uebel seinen Nutzen? Leser, wenns möglich ist, laßt uns hier alle Vorurtheile ablegen, und die Sache unbefangen erwägen. Ich bin hier in keiner geringen Verlegenheit; ich sehe, wie mancher mit Widerwillen das Buch weglegen wird. Was kann ich dafür — ich suche Wahrheit, ich glaube die Wahrheit auf diesem Wege zu finden, und muß ihn also verfolgen.

§ 5

Man

\*) Il arrive toujours, et necessairement, qu'une secte persecutée dégénère en faction. Les opprimés se réunissent et s'encouragent. Ils ont plus d'industrie pour fortifier leur parti, que la secte dominante n'en a pour l'exterminer. — — Mahomet lui-même n'a réussi que pour avoir été chassé de la Meque, et parcequ'on y avoit mis sa tête à prix. Voltaire Tom. 29. pag. 218. 219.